

(Nachdruck verboten.)

271

Arbeit.

Roman in drei Bänden von Emile Zola. Aus dem Französischen
überseht von Leopold Rosenzweig.

Aurélien Jordan bekam mit fünfunddreißig Jahren einen Sohn, Séverin, der sein einziger blieb, und erst als dieser Sohn im Jahre 1852, nach dem Tode seines Vaters, dessen Nachfolger wurde, wuchs der Hochofen der Crècherie zu einem bedeutenden Unternehmen heran. Séverin hatte Françoise Michon, die Tochter eines Arztes in Magnolles geheiratet, die sich als eine Frau von seltener Herzensgüte und außerordentlichen Geistesgaben erwies. Ihr Mann, dem sie nicht nur eine zärtliche Gattin, sondern eine kluge Helferin und Beraterin war, trieb auf ihre Veranlassung neue Stollen ein, verzehnfachte die Förderung der Minen und gestaltete den Hochofen fast vollständig neu, indem er ihn mit allen modernen Vervollkommnungen versah. Sie sahen sich auch gar bald im Besitze eines großen, stets wachsenden Vermögens, und der einzige Kummer ihres von geistlicher Thätigkeit erfüllten Lebens war ihre Kinderlosigkeit. Erst nach zehnjähriger Ehe, und als Séverin schon vierzig Jahre zählte, wurde ihnen ein Knabe geboren, den sie Martial nannten, und nach abermals zehn Jahren ein Mädchen, Soeurette. Dieser späte Kinderseggen machte ihr Glück vollständig, und besonders die Frau war eine bewunderungswürdige Mutter, die ihren Sohn zum zweitenmal gebar, indem sie ihn siegreich gegen den Tod verteidigte, und die ihm ihre Seelengüte und ihre Geistesgaben einflößte. Doktor Michon, der Großvater, ein hochherziger Idealist und unerschöpflich gültiger Wohlthäter, einer von den ersten Fourieristen und Saint-Simonisten, hatte sich auf die Crècherie zurückgezogen, wo seine Tochter ihm ein eignes kleines Häuschen hatte bauen lassen, das selbe, das Lucas jetzt bewohnte. Hier war er dann inmitten seiner Bücher, umgeben von Sonnenschein und Blumenduft, gestorben. Und bis zum Tode der unvergleichlichen Mutter, der fünf Jahre nach dem des Großvaters und dem des Vaters erfolgte, hatte fröhliches Gedeihen und reines Glück auf der Crècherie geherrscht.

Martial war dreißig Jahre und Soeurette zwanzig Jahre alt, als sie allein zurückblieben; und seither waren fünf Jahre vergangen. Er hatte, trotz seiner sehr schwachen Gesundheit, trotz der vielen aufeinanderfolgenden Krankheiten, denen seine Mutter ihn mit der Kraft der Liebe entrispen hatte, die technische Hochschule absolviert. Dann war er nach der Crècherie zurückgekehrt, und jede feste Stellung, jedes Ehrenamt verschmähend, dank seines beträchtlichen Vermögens freier Herr seiner selbst, hatte er sich mit leidenschaftlichem Interesse in Forschungen und Untersuchungen über die Anwendung der Elektrizität versenkt. Er ließ anstoßend an das Wohnhaus ein sehr geräumiges Laboratorium bauen, stellte in einem nahe befindlichen Schuppen einen Motor von mehreren Pferdekraften auf, und allmählich das Feld seiner Studien immer verengend und vertiefend, befaßte er sich schließlich fast nur noch mit dem Problem des Schmelzens von Metallen in elektrischen Oefen, nicht bloß für das Laboratorium, sondern für die praktische Anwendung in der großen Industrie. Von da ab schloß er sich ganz von der Welt ab, lebte wie ein Mönch, ganz nur seinen Experimenten, seinem großen Werke hingeeben, daß ihm zum einzigen Daseinszweck wurde. Die kleine Schwester hatte bei ihm den Platz der hingegangenen Mutter eingenommen. Soeurette war bald seine treue Hüterin, sein guter, unablässig über ihn wachender Engel, und umgab ihn mit der warmen Liebesatmosphäre, die ihm zum Leben so nötig war wie die Luft, die er atmete. Sie übernahm die Führung ihres gemeinschaftlichen Haushalts, hielt alle kleinen Sorgen des täglichen Lebens von ihm fern, diente ihm sogar als Sekretär und Laboratoriumsgehilfe, und alles das geräuschlos, friedlich und sanft, mit einem stillen Lächeln auf den Lippen. Zum Glück funktionierte der Hochofen sozusagen von selbst unter der Leitung des alten Ingenieurs Laroche, der, ein Erbstück noch

des Begründers, Aurélien Jordan, seit mehr als dreißig Jahren im Dienst des Unternehmens stand, so daß der jetzige Jordan, unbekümmert um die zahllosen Ansprüche der Wirklichkeit, sich ganz nur seinen Studien widmen konnte. Er ließ den waderen Mann den Hochofen nach den hergebrachten Principien leiten, ohne sich für etwa mögliche Verbesserungen und Vervollkommnungen zu interessieren, denn er hielt alle diese für bloß relative und unwichtige Fortschritte, während er die radikale Umgestaltung suchte, den elektrischen Schmelzprozeß, der die ganze Metallurgie revolutionieren sollte. Nicht selten mußte Soeurette eingreifen, und diese oder jene Anordnung im Vereine mit Laroche treffen, wenn sie wußte, daß der Geist ihres Bruders ganz von einem neuen Experiment erfüllt war und sie seine Gedankenwelt nicht durch ein völlig fremdartiges Interesse durchschneiden wollte. Der plötzliche Tod Laroche's hatte nun diesen glatten, allgewohnten Gang der Dinge so arg aus dem Geleise geworfen, daß Jordan, der sich für mehr als genug reich hielt und nicht den geringsten Erwerbssinn besaß, am liebsten den Hochofen kurzer Hand an Delabau losgeschlagen hätte, dessen Wünsche in dieser Hinsicht ihm bekannt waren; aber Soeurette hatte ihn klugerweise überredet, sich vorher noch mit Lucas zu beraten, in den sie großes Vertrauen setzte. Und so war es gekommen, daß an den jungen Mann die dringende Bitte erging, die ihn so plötzlich nach Beauclair geführt hatte.

Lucas war mit dem Gechwisterpaar Jordan bei Boisgelin bekannt worden, als sie sich einen Winter hindurch in Paris aufhielten, wo der junge Gelehrte Material für seine Studien sammelte. Und sehr rasch hatte sich eine starke gegenseitige Sympathie entwickelt, welche sich bei Lucas auf Bewunderung für den Bruder, dessen wissenschaftliches Genie ihm imponierte, und auf mit Hochachtung gemischte Zuneigung für die Schwester gründete, die ihm wie ein göttliches Bild der Herzensgüte erschien. Er arbeitete damals gerade selbst bei dem berühmten Chemiker Bourdin, und war mit der Untersuchung zu stark schwefel- und phosphorhaltiger Erze betraut, welche nutzbar gemacht werden sollten; und Soeurette, die mit der Sorgsamkeit einer guten Hausfrau an allen gemeinsamen Angelegenheiten Interesse nahm, erinnerte sich noch deutlich eines sachmännischen Gespräches, das Lucas eines Abends mit ihrem Bruder geführt und gewisser Details, die er damals hervorgehoben hatte. Seit mehr als zehn Jahren wurden die Minen, die Aurélien Jordan, der Großvater, auf der Höhe der Monts Bleus entdeckt hatte, nicht mehr betrieben, denn man war auf sehr schlechte Ader gestoßen, wo das Erz so stark mit Schwefel und Phosphor versetzt war, daß der Hochofenprozeß nicht mehr die Befestigungskosten hereinbrachte. Der Abbau war also eingestellt, und der Hochofen der Crècherie wurde nun durch die Minen von Grandval bei Brias versorgt, deren ziemlich gutes Erz durch eine eigne kleine Bahn bis zur Sichtbühne geschafft wurde, wie übrigens auch die Kohlen aus den benachbarten Gruben. Aber das verursachte große Spefen, und Soeurette dachte oft an das chemische Verfahren, von welchem Lucas gesprochen hatte, und welches vielleicht die Wiederaufnahme des Vergewerts-Betriebs ermöglichen würde. Und ihr Wunsch, den Freund zu befragen, ehe ihr Bruder eine Entscheidung traf, war auch auf die Erwägung zurückzuführen, daß es zum mindesten notwendig wäre, den Wert dessen zu kennen, was man an Delabau verkaufte, wenn es denn zum Verkaufe kommen sollte.

Die Jordan sollten, nach mehr als zwölfstündiger Reise, mit dem Sechszug ankommen, und Lucas ließ sich von dem Wagen, der sie vom Bahnhof abholen sollte, mitnehmen, um sie zu erwarten. Jordan, eine kleine, schwächliche Gestalt mit länglichem, sanftem Gesicht, matten braunen Haaren und eben solchem Bart, entstieg dem Koupee als erster, in einen Pelzrock gehüllt, obgleich der schöne Septembertag angenehm war. Mit seinen schwarzen, glänzenden, scharfblickenden Augen, in welchen seine ganze Lebensenergie konzentriert zu sein schien, bemerkte er Lucas sofort.

„Ah, mein lieber Freund! Wie liebenswürdig von Ihnen, daß Sie uns abgewartet haben! Es ist ein schreckliches Unglück, der arme Better ist so ganz allein da unten gestorben, und ich mußte ihn begraben. Und mir sind Reisen

so entsetzlich! — Nun, jetzt ist's vorüber, und wir sind wieder da!"

„Hoffentlich gesund und nicht zu sehr ermüdet?“ fragte Lucas.

„Nein, nicht zu sehr, ich habe glücklicherweise schlafen können.“

Soeurette, die sorglich darüber gewacht hatte, daß keine der Decken, die sie vorsichtshalber mitgenommen hatte, vergessen werde, kam nun auch heran. Sie war gar nicht hübsch, von kleiner Gestalt, gleich ihrem Bruder, mit blassem, mattem Gesicht und dem unauffälligen, unbedeutenden Wesen einer Frau, die sich dabei bescheidet, eine gute Wirtschaftlerin und Krankenpflegerin zu sein. Aber ihr liebevolles Lächeln erhellte mit unbeschreiblichem Zauber ihr reizloses Gesicht, in welchem es ebenfalls nichts Schönes gab als die warmstrahlenden Augen, in deren Tiefe all' das zurückgedrängte Liebesbedürfnis ihrer Natur brannte, dessen sie selbst sich nicht bewußt war. Sie hatte bisher nur ihren Bruder geliebt, sie liebte ihn als weltabgeschlossen lebendes Mädchen, die ihrem Gotte die ganze Welt opfert. Ehe sie noch an Lucas das Wort richtete, rief sie ihrem Bruder zu:

„Martial, nimm Dein Halstuch um, Du wirst Dich erkälten!“

Dann wendete sie sich in herzlichstem Tone an Lucas:

„Wie sehr müssen wir uns bei Ihnen entschuldigen, Monsieur Froment, und was haben Sie von uns gedacht, als Sie uns bei Ihrer Ankunft nicht hier trafen! Haben Sie sich wenigstens behaglich gefühlt bei uns, hat man Sie gut bedient?“

„Ausgezeichnet, ich habe wie ein Fürst gelebt.“

„O, Sie scherzen! Vor meiner Abreise habe ich alle Anordnungen getroffen, damit es Ihnen ja an nichts fehle; aber ich war nicht da, um alles zu beaufsichtigen, und Sie können sich nicht vorstellen, welche Vorwürfe ich mir gemacht habe, daß wir Sie so allein in unserem leeren Hause gelassen haben.“

Sie bestiegen nun den Wagen, und Lucas beruhigte sie vollständig, indem er ihnen versicherte, daß er zwei höchst inhaltsreiche Tage verlebt habe, von denen er ihnen erzählen werde. Als sie auf der Orscherie ankamen, wurde Jordan, obgleich es schon Nacht geworden war, nicht müde, um sich zu blicken, so übergücklich, wieder in seine gewohnte Lebensweise zurückzukehren, daß er laute Freudrufe ausstieß. Es schien ihm, als ob er viele Wochen in der Fremde gewesen sei. Wie konnte man nur Vergnügen daran finden, so von Ort zu Ort zu ziehen, wenn das ganze menschliche Glück in dem engen Winkel lag, wo man dachte und arbeitete, wo das Geleise der Gewohnheit einen der Mühe überhob, zu seinen Füßen zu blicken? Nachdem er rasch den Staub der Reise abgewaschen hatte, bestand er darauf, während Soeurette sich mit der Vorbereitung des Diners befaßte, Lucas mit in sein Laboratorium zu führen; er konnte es nicht erwarten, wieder den Fuß dahin zu setzen, und er sagte mit seinem leisen Lachen, daß er nicht eher Appetit zum Essen haben könne, als bis er ein wenig von der Luft des Raums eingeatmet habe, in welchem er sein Leben verbrachte.

„Das ist mein Lieblingsgeruch, mein lieber Freund. Ja, wohl, von allen Gerüchen, die es giebt, liebe ich den am meisten, der hier in dem Raume herrscht, in welchem ich arbeite. Dieser Geruch begeistert und befruchtet mich.“

Jordan hatte an einem Knopf gedreht, und der ganze Raum erstrahlte in hellem elektrischem Lichte.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

48]

Die bunke Reihe.

Berliner Roman. Von Fritz Kautzner.

(Schluß.)

Bevor Bohrmann noch zupringen konnte, hatte Fräulein Reymond sich umgewendet und das Kind zurückgerissen. Jetzt lag sie neben Siegfried im Grase. Als Bohrmann ganz wirr dazutrat, fand er das Mädchen ohnmächtig. Aber fest hielt sie die Hand Siegfrieds in der ihren.

Er rief nicht um Hilfe, er strich ihr über Haar und Wangen und wußte nicht, was er sonst thun sollte.

Endlich kam sie wieder zu sich. Verwirrt blickte sie zu Bohrmann auf.

„Wie kommen Sie hierher? Gerade Sie?“

„Ich habe . . . drüben . . . Sie sollten etwas genießen.“

„Bitte, bitte, Tante Kläre,“ rief Siegfried, „ich habe so viel Kuchen.“

Wenn es beim Buchstabieren recht gut gegangen war, hatte er zur Belohnung „Tante Kläre“ sagen dürfen.

Er setzte sich aufs Gras neben das Mädchen und leerte eifrig seine Taschen. Er bat so lange, bis Fräulein Reymond einige Bissen zu sich nahm. Dann richtete sie sich halb empor und aß ein ganzes Stück Sandtorte. Plötzlich brach sie in Schluchzen aus und murmelte in verzweifelndem Tone:

„Pui, pui, so einen Hunger zu haben.“

Erst als sie sich ausgeweint hatte, faßte Bohrmann sie unter beiden Armen und hob sie empor.

„Kommen Sie, kommen Sie, mein liebes, liebes Fräulein. . . Sie wissen ja gar nicht, was alles vorgefallen ist. . . Sie werden sich entsetzen. Aber es giebt auch gute Menschen. . . Und ich muß Ihnen von Frau Kiez erzählen. . . Sie werden lachen, so gut ist sie.“

„Weinen wenigstens kann ich nicht mehr.“

„Der Kuchen ist auch von ihr,“ sagte Siegfried. „Aber ich bin schon ganz pumpsatt. Wenn ich nicht so müde wäre, hätte ich gewiß Bauchweh. Papa, ich will zu Bett.“

Bohrmann nahm den Knaben auf seine linke Schulter und reichte der Freundin ganz geschickt seinen rechten Arm.

„Sie sind zu schwach, mein liebstes Fräulein; ich möchte eine Droschke nehmen, aber das Geld ist doch da, um die Rechnungen zu bezahlen. Meine Frau hat mich nämlich bösslich verlassen. Bitte, sagen Sie nichts. Da ist viel zu sagen in der Sache. Aber noch mehr zu thun. Ich weiß nicht aus, nicht ein. Sie müssen mir helfen. Ich weiß mir ohne Sie nicht zu raten. Und was sollte aus Siegfried werden? Denken hat sie mit fortgenommen. Das arme Kind! Und doch wieder . . . Siegfrieds wegen . . . ach Gott!“

Sie gingen dem Königsplatze zu. Dort wollte Bohrmann in eine Pferdebahn steigen.

Siegfried war eingeschlafen. Wer sie so vorübergehen sah, der mußte an ein gutes Ehepaar denken, das mit seinem Kinde nach Hause geht.

Fräulein Reymond sprach kein Wort. Auch nachher nicht, während sie nebeneinander in der Pferdebahn saßen und Bohrmann seinen Knaben auf den Schoß genommen hatte. Als sie aber wieder wie verstört ausblickte und zusammengezuckt war, und als Bohrmann nach ihrer Hand griff, erwiderte sie den Druck und sagte leise:

„Wenn Sie mir nicht davon sprechen! . . .“

Es war ein weiter Weg, die halbe Ringbahn. Sie saßen schweigend neben einander.

Nicht weit von ihrer Wohnung stiegen sie aus. Hier hatte Bohrmann einen Einfall, einen so guten Einfall, daß er zum erstenmal wieder lächeln mußte. In einem großen Geschäft kaufte er Brot und ein viertel Pfund Rufschnitt und — das war der gute Einfall — eine halbe Flasche Rotwein. Fräulein Reymond sah so entsetzlich blaß aus. Und das war kein Brum wie damals die Naluppe.

Bohrmann trug seinen Knaben die vier Stockwerke hinauf, und auch Fräulein Reymond hing schwer an seinem Arm. Es dauerte lange, bevor sie oben ankamen, in der Lehrerswohnung.

Dort brachte Fräulein Reymond den Knaben erst zu Bett, während Bohrmann in der guten Stube ordentlich den Tisch deckte und Brot und Wein und Rufschnitt sauber aufstellte. Er wartete geduldig. Er hörte aus dem Schlafzimmer stilles, beinahe ruhiges Weinen, wie das Weinen eines Kindes. Es war aber nicht Siegfried; der schlief fest.

Endlich trat Fräulein Reymond wieder ein; er hatte zwei Holzstühle nebeneinander an den Tisch gerückt. Sie setzte sich neben ihn, blickte ihn nicht an und sagte:

„Ich habe vorhin wohl nicht recht gehört. Was haben Sie mir erzählt?“

Bohrmann berichtete von seiner Frau, von dem furchtbaren Schreck mit den Schulden und von der Frau Kiez. Als Fräulein Reymond nicht antwortete, sagte er unvermittelt:

„Sie sind anders, als ich, mein liebstes Fräulein. Sie sind tapfer und ehrlich! Sie haben, ohne zu straucheln, den Kampf um die Kunst aufgenommen. Aber glauben Sie mir, die Kunst ist nur zum Zusehen. Von draußen, da macht sie glücklich. Aber nur nicht dazu gehören!“

„Ohne zu straucheln, sagen Sie, Herr Bohrmann. Sie

sollen nicht so achtungsvoll mit mir sprechen. Um meiner Schande willen hat mich ja mein Vater fortgejagt."

"Was Sie gethan haben, mein liebes Fräulein Reymond, das kann nur ein Verstum gewesen sein. Ich, ich habe Schändlicheres begangen, aber glauben Sie mir, auch ich nur aus Verstum."

Jetzt blickten sie sich beide an. Bohrmann faßte die großen Hände des Mädchens und legte seine Stirn auf die Hände.

Wieder schwiegen sie eine Weile. Er fuhr auf, als sie sich plötzlich bewegte. Schon glaubte er, sie wolle ihm diese Vertraulichkeit verbieten. Sie hatte jedoch nur nach dem Brote gegriffen.

Errötend rief sie:

"Was werden Sie von mir denken! Aber ich habe solchen Hunger."

Da wurde er vergnügt. Um ihr die Verlegenheit zu ersparen, fing auch er zu essen an, anfangs mit Widerstreben. Dann aber ging's auch bei ihm, und bald war nicht ein Krümchen Brot mehr übrig und kein Tropfen. Nur einige Schalen von Wurstschnittlagen lagen auf dem Teller.

"Ich habe zu wenig eingekauft," sagte er. "Ich bin so ungeschickt. Was soll nun aus Siegfried werden?"

Fräulein Reymond hatte wieder die strahlende Größe in ihren Augen.

"Sie müssen mir noch eines sagen, Herr Bohrmann, aber ich kann Sie nicht danach fragen."

"Sie meinen jenes Weib? Oder mein Stüd? So wahr Gott lebt, ich bin frei von allem. Nur die Schlechtigkeit und die Sünde wird mich nie wieder verlassen. Wenn Sie wüßten, Fräulein Reymond, was dieses Weib mir von der Welt erzählt hat. Nichts soll hier herrschen als gemeiner Hunger, gemeine Eitelkeit und gemeine Liebe! Hundert solche Dinge hat sie mich gelehrt."

"Vielleicht ist etwas daran wahr, Herr Bohrmann. Vielleicht ist es wirklich nur Hunger und Eitelkeit und Liebe, was uns bewegt. Aber gemein muß es nicht sein, wenn es uns bewegt."

"Ach, Fräulein Reymond!"

Siegfried rief von nebenan:

"Ich habe Leibweh! Aber bitte, sag's nicht Mama'n, sonst krieg' ich eins."

"Was mach' ich nur?" rief Bohrmann. "Ich weiß mir ja gar nicht zu helfen."

"Bitte, lieber Herr Bohrmann, lassen Sie Siegfried bei mir schlafen. Um meinetwillen. Dann fühle ich mich gut zu etwas. Dann thu' ich's gewiß nicht. Dann haben sie beide mich gerettet, Sie und Siegfried."

Der Knabe war wieder eingeschlafen. Fräulein Reymond stand auf und nahm ihn behutsam auf den Arm.

"Sie sind zu schwach, Fräulein Reymond."

"Und eben sagten Sie, ich wäre stark. . . Morgen wollen wir weiter sprechen."

Bohrmann blickte düster zu Boden.

"Morgen. Wie soll ich morgen meinen Kollegen unter die Augen treten?"

"Sie wollten ja fort von Berlin, Herr Bohrmann."

"Bleiben Sie in Berlin, Fräulein Reymond?"

"Ich werde morgen an meinen Vater schreiben, Herr Bohrmann. Ich werde ihn um Verzeihung bitten. Und ich werde ihm erzählen, daß Sie mich gerettet haben. . . Gute Nacht, lieber Herr Bohrmann."

"Gute Nacht, liebes Fräulein Reymond."

(Nachdruck verboten.)

Berlin als Handelsstadt im 13. und 14. Jahrhundert.

(Schluß.)

In jener Zeit haben auch die Frauen im Handel eine Rolle gespielt. Da das Stadtrecht die Ausübung des Handelsbetriebs an das Untereigentum einer Kaufkammer im Kaufhause knüpfte, so eignete es sich oft, daß eine Frau, die durch Erbgang oder Kauf in den Besitz einer solchen gelangt war, den Handel auf rechtlicher Basis betrieb. Frauen betrieben sowohl Großhandel als Kleinhandel und Hölerei selbständig. Die Mißgunst des männlichen Konkurrenten aber erschwerte ihnen dies soviel als möglich. Das Stadtbuch bestimmte, die Frau müsse zum Verflagen säumiger Zahler einen

Vormund haben, beschränkte ihr also die schnelle Wahrnehmung ihrer Rechte. Es bestimmte zwar auch, daß die Kinder eines verstorbenen Bildgenossen, das halbe Gewerk ihres Vaters erben sollten, setzte also die Töchter den Söhnen gleich. Indessen fanden sich in sämtlichen Gewerksstatuten Bestimmungen, wonach nur die Söhne beim Eintritt in das väterliche Gewerk begünstigt werden sollten; nur bei den Schneidern Berlins findet sich die besondere Vorschrift, daß Meisterstöchter das ganze, Töchter das halbe Gewerk ihres Vaters erben sollten. So war auch hier der Mann der Frau gegenüber bevorzugt.

Charakteristisch ist die Art, wie das Handelsrecht die Juden behandelt. Hier sieht man wieder, wie früher systematisch die Juden von der Erwerbsarbeit ausgeschlossen wurden. In die Kaufmanns- und Handwerker-Zünfte konnten sie nicht eintreten. Dergestalt rechtlos gemacht, zwang man sie, nur Geldgeschäfte zu treiben, um dann hernach laut zu lamentieren über die Bedeutung, die dabei die entrechteten Juden sich erworben.

Da die Juden durch das Stadtrecht von der Ausübung der Gewerbe ausgeschlossen waren, konnten sie von dem in ihren Händen befindlichen Gelde keinen Gebrauch machen. Sie waren gezwungen, es herzuliehen und vom Zinsnehmen zu leben. Und alle waren geldbedürftig: Fürst, Ritter, Bürger, Bauer; auch für den Kaiser wurden sie eine Geldquelle. Deshalb gewährte er ihnen gegen besondere Abgaben seinen Schutz, wodurch sie wenigstens etwas gegen die Willkür der Landesherren geschützt waren, auf welche später der „Judenbeschut" des Kaisers überging. In Berlin-Kölln waren die Juden bis zum Beginn des 14. Jahrhunderts eine Finanzquelle der Markgrafen. Danach wurden sie zu einer Finanzquelle der Stadt. Das Stadtbuch unterschied zwischen den „reichen Juden", d. h. denen, die in eignen Häusern wohnten, und den „gemeinen Juden", welche bei den reichen mit einwohnten oder vor der Stadt saßen. Man zog sie zu schweren Steuerleistungen heran und erhob die für jene Zeit hohe Summe von vierteljährlich je 15 Schillingen allein von neun Wohnhäusern der Juden. Und als in der Mitte des 14. Jahrhunderts in Berlin wie in andren deutschen Städten der „schwarze Tod" auftrat, war dies für den Rat Veranlassung, die Juden nun noch mehr als zuvor zu schröpfen. Seit 1342 wurden die Juden noch besonders gebrandschagt durch die landesherrliche Einführung einer allgemeinen Judensteuer von einem Gulden pro Kopf, die, so scheint es, besonders drückend für sie gewesen ist und die man ihnen verfährt, indem man sich andererseits als ihr wohlwollender Protetktor aufspielte.

Eine große Anzahl Bestimmungen des Stadtbuches beziehen sich auf die Stellung der Handwerksknechte oder Knappen. Sie schloßen sich den sonst in Deutschland gültigen Rats- und Zunftverordnungen an, durch die die Verhältnisse der Lohnarbeiter, des Handwerkers und des daraus resultierenden Handels „geregelt" wurden. Aus den parlamentarischen Notizen im Zunftbriefe für die Wolleweber von 1295, dem reichhaltigeren Knappenbriefe, welchen der Rat die Woll- und Leineweberknechten 1331 erteilte, dem Statut des Rats von Kölln für die Schlächter und Wurstmacher vom gleichen Jahre, lassen sich Folgerungen auf die Lage der Arbeiter in Handwerk und Handel ziehen. Vielfach ist damals schon, wie in ganz Deutschland, Stücklohn, nicht Tagelohn die Regel gewesen. Bei den Webern bestand sogar eine Bestimmung, die dem Gesellen verbot, den Dienst bei einem Meister zu verlassen, bevor er nicht eine bestimmte Tuchmenge hergestellt hatte. Ferner war vorgeschrieben, daß jeder arbeitstüchtige Geselle sich an den dafür bestimmten Platz in der Stadt begeben mußte; diesen nannte man den „ples". Hier mußte er sich jedem, der ihm den geforderten Lohn zahlte, verdingen. Man wollte dadurch wohl verhindern, daß die besonders brutalen und ausbeuterischen Meister von den Gesellen hätten gemieden werden können. Garte und willkürlich verhängte Strafen hinderten dann den Arbeiter, zu ungelegener Zeit den Dienst zu verlassen; er mußte einfach aushalten, wie andererseits die einzelnen Berliner und Köllner Zunftstatuten den Meistern verboten, sich gegenseitig die „Knechte" abspenstig zu machen.

Auch Organisationen hatten die Gesellen bereits gebildet. Von 1331 ist noch ein Knappenbrief der Tuch- und Leinewebergehilfen erhalten. Diese hatte eine der vielen in Deutschland bestehenden „Bruderschaften" gebildet, eine Genossenschaft zum Zweck der Beerdigung ihrer Mitglieder, eine Sterbelasse. Gleichzeitig hatte diese Genossenschaft Strafgewalt über ihre Mitglieder bis zu dem Rechte der gänzlichen Ausschließung, also dem Verluste des Rechts, Gehilfe im Handwerk Berlins und Köllns zu sein.

Eine wichtige Rolle spielten im Handelsbetriebe die „mekelors" oder Makler. Es gab deren laut Stadtbuch in Berlin zwei, in Kölln einen. Unter den zahlreichen Beschränkungen, denen der fremde Handel in Berlin unterlag, war es namentlich die Niederlage mit ihren Weitläufigkeiten und Unkosten, die es zum dringenden Bedürfnis machte, daß Personen in Berlin die durchpassierenden Waren anlegten, für den Eigentümer verankerten, den Rest verladen, den Weitertransport bewirkten usw. Dieses Geschäft besorgte der Makler. Er entlohnste die Führer des Waagentransports, bezahlte den Zoll, schloß die Handelsgeschäfte ab, dingte Fuhrleute und Schiffer für den Weitertransport. Der Makler bekleidete ein städtisches Amt und wurde vom Rat in Eid und Pflicht genommen.

Im allgemeinen gingen im 13. und 14. Jahrhundert in den Handelssachen die Pflichten des Verkäufers weiter als heute. Er mußte nach den Bestimmungen des Stadtbuches dem Käufer einer Ware stets dafür haften, daß ihm die gekaufte

Sache nicht als gestohlene oder geraubte von einem Dritten beschlagnahmt wurde. Immerhin aber beseitigte diese Pflicht des Verkäufers zur Gewährleistung für beschlagnahmte Ware nicht den Uebelstand, daß der Verkäufer nie recht sicher war, daß er nicht ein Kaufobjekt als geraubt oder gestohlen dem Verkauften wieder werde herausgeben müssen. Jeder Händler hatte sich im übrigen dem vom Rate festgesetzten Maße und Gewichte zu bedienen, wobei gegen Zuwiderhandeln schwere Strafen festgesetzt waren. Sämtliche in Berlin gebrauchten Maße wurden vom Rate geeicht; das Einbrengen der Maße besorgte der Marktmeister.

Die Pestkrankheiten, von denen Deutschland im 13. und 14. Jahrhundert heimgesucht wurde, zwangen die Stadtverwaltungen zu strengen Vorsichtsmahregeln zumal in Bezug auf die eingebrachten Lebensmittel. Das geschah auch in Berlin-Kölln. Die Bäcker und Schlächter wurden beim Eintritt in die Innung vom Rat durch Eid verpflichtet, und streng wachte er darüber, daß die Lebensmittel stets reichlich, unverdorben und preiswürdig auf den Markt gelangten. Der Salzverkauf stand unter Aufsicht zweier sogenannter Salzmeister, denn da im Mittelalter bei den schwierigen Transportverhältnissen animalische Nahrungsmittel auf weitere Entfernungen nur in geräucherter oder gesalzenerem Zustande verhandelt werden konnten, spielte das Salz eine wichtige Rolle. Es war eine beträchtliche Finanzquelle der Stadt.

Aber trotz der Verordnungen und gesetzlichen Schranken waren die Mißstände im Handel noch immer groß genug. Die Rücksichtslosigkeit der Zeit, der Druck der weltlichen Machthaber und der Einfluß der Kirche hinderten eine freie Entwicklung. Eine Anzahl kleiner Herren gefährdeten den einseitlichen Rechtsschutz, die Sicherheit der Verkehrswege, und wenn auch in den Städten die Arbeit in Ehren und Achtung stand, kam der Handel doch nicht zu einer geistlichen Weiterentwicklung. Dies war erst der Fall, als Kirchentum und Herrtum ihre Macht einbüßten und die arbeitende Hand langsam zu Rechten gelangte. — E. R.

Kleines Feuilleton.

k. Ueber die Häufigkeit deutscher Rufnamen im Verhältnis zu fremden die soeben erschienene Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins eine interessante Mitteilung. Sehr lehrreich sind dafür die zur Grundlage genommenen Jahresberichte des Pwladaner Realgymnasiums aus den Jahren 1872, 1880 und 1898. Danach zeigt sich ein ganz auffälliges Zurückgehen der fremden Rufnamen. 1872 hatten 55,28 Proz. der Schüler deutsche Vornamen, 1880 stieg diese Zahl auf 60,11 Proz. und 1898 auf 73,79 Proz. Fremde Namen wie Benjamin, Immanuel, Christian, David, Adam, Jakob, Magnus, Clemens, Victor, Lorenz, Iwan, Eugen, die noch 1872 zahlreich waren, sind 1898 vollständig verschwunden. Von deutschen Vornamen lehnen nur Volkmar, Gotthard, Hilmar, Frangott, Ulrich in dem Bericht von 1898 nicht wieder. Der Name Emil, der 1872 noch von 16 Schülern getragen wurde, kommt jetzt nur noch zweimal vor. Julius sank von 3 auf 1, Paul von 27 auf 8 herab. Die Liste der deutschen Namen ist in ständiger Zunahme begriffen: Erich kommt 1880 einmal, 1898 neunmal vor, Kurt steigt von 12 im Jahre 1872 auf 30 im Jahre 1898, Rudolf von 9 auf 15, Walter von 0 auf 21. Zu berücksichtigen ist, daß die Zahl der verschiedenen Vornamen im ersten Bericht 74 beträgt, im letzten nur 58. Von diesen 58 aber sind 42 deutsche Vornamen, und die Zahl der fremden ist in demselben Zeitraum von 1872—98 von 28 auf 16 zurückgegangen. —

ie. Milchziege contra Milchkuh. Die Kuh gilt so unbestritten als die bevorzugte Milchlieferantin, daß es wohl viele Leute gar nicht mehr für möglich halten, es könne jemals anders gewesen sein oder anders werden. Und doch besitzt die Kuh verschiedene Eigenschaften, die sie verhältnismäßig ungeeignet zur Erfüllung dieses Berufs erscheinen lassen, ganz besonders ihre starke Neigung zur Tuberkulose, die es nebst andren Gründen zu einem höchst bedeutlichen Unternehmen macht, Milch in rohem Zustande zu genießen. Da nun aber von der tierischen Milch heutzutage in hohem Grade die Ernährung und das Wachstum unserer Nachkommenschaft abhängig ist, so bleibt die Milchfrage fortgesetzt eine der wichtigsten der Gesundheitspflege und wird von den Vertretern dieser Wissenschaft auch nach Gebühr gewürdigt. Man ist denn auch schon dahin gekommen, sich nach andren Hausthieren umzusehen, deren Milch die der Kuh mindestens gleichwertig ersehen könnte, ohne dieselben Gefahren zu bieten. So ist darauf hingewiesen worden, daß die Efelmilch in ihrer Zusammensetzung der Muttermilch am meisten ähnlich sei. Vor allem kommt man aber jetzt zur Anerkennung der Thatsache, daß die Ziegenmilch ganz hervorragende Eigenschaften besitzt, die sie zu einer gesteigerten Verwendung geeignet erscheinen lassen. Jedenfalls ist es unzweifelhaft, daß in den Zeiten älterer Kultur die Milchziege als Amme des Menschengeschlechts die Stelle der Milchkuh vertreten hat. Man braucht nur an die Sage zu denken, laut derer das Jesuskind von der Ziege Amalthea ernährt wurde, deren Horn der spätere Göttervater dann zum Zeichen seiner Dankbarkeit der Welt als das

klassische Füllhorn schenkte. Die Ziege ist gegen Tuberkulose zwar nicht gänzlich gefeit, unterliegt dieser Krankheit aber weit seltener als die Kuh. Auf 1000 Ziegen dürfte noch nicht eine tuberkulöse kommen, während die Kühe oft in ganzen Herden mit dieser Krankheit verseucht sind. Es ist zwar ziemlich allgemein der Glaube verbreitet, daß die Ziegenmilch in allen Fällen einen unangenehmen Geschmack und Geruch habe, aber das ist nicht wahr. Jedenfalls giebt es zahlreiche Ziegenrassen, auf die dieses Urteil nicht trifft. Wenn nun außerdem berechnet wird, daß 6—8 Ziegen, deren Haltung etwa ebensoviele Kosten verursacht wie die einer Kuh, während einer Milchzeit sogar mehr Milch liefern als die Kuh, so würde in der That alles dafür sprechen, der Zucht von Ziegen mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden als bisher. —

Kunst.

— **hl.** Die dritte Kunstausstellung der Berliner Seceffion 1901 wurde am Mittwoch mittags wie in den Vorjahren mit einer Ansprache ihres Vorsitzenden Max Liebermann eröffnet. Nach dem ersten Eindruck zu urteilen, ist sie noch besser gelungen als die beiden ersten. Die Seceffion versteht in der That ihr Programm innezuhalten, bei möglichster Beschränkung in der Zahl — der Katalog weist auch diesmal nur 351 Nummern auf — nur Werke zur Ausstellung zu bringen, die etwas Neues zu bieten haben, sich aber auf kein Programm einzuschwören. Man wird nicht leicht wieder eine Ausstellung finden, bei der fast jedes einzelne Werk Beachtung verdient, bei der andererseits keines durch außerhalb der Kunst liegende Mittel Sensation erregt. Es sind in der Hauptsache Werke, die nicht schreien, sondern in die man sich, in jedes für sich, still versenken soll. Es ist daher auch unmöglich, aus ihrer Zahl schon heute einzelne besonders herauszugreifen. Nur daß die beiden großen Toten des vergangenen Jahres, Arnold Böcklin und Wilhelm Leibl, namentlich der letztere hervorragend vertreten sind, mag erwähnt werden. Was die jetzige Ausstellung der Seceffion von den beiden ersten unterscheidet, ist die stärkere Betonung der Kunst des Auslands. Von den französischen Impressionisten sind bedeutendere Werke zu sehen als bisher; in erster Linie ist Claude Monet mit einigen ganz prächtigen älteren Bildern vertreten. Dazu gesellen sich zwei ergreifende Bilder von dem alten Josef Israëls und hervorragende Arbeiten von dem verstorbenen Jacob Maris aus dem Haag, ein paar prächtige Schweden u. a. Die Plastik umfaßt nur etwa 50 Nummern, aber es ist viel Ausgezeichnetes darunter. Von Auguste Rodin sind sieben Werke, unter ihnen ein Bürger von Calais in großem Abguß und die „innere Stimme“ aus seinem Victor Hugo-Denkmal, ausgestellt. —

Technisches.

— **Unterirdische hydroelektrische Werke.** Ein großartiges Werk der Ingenieurkunst ist im Staate Washington entstanden. Es handelte sich dort um die Ausnutzung der Sogalmfälle zur Kraftlieferung an die umliegenden Ortschaften. Verschiedene Gründe sprachen mit, die ganze Maschinenanlage in einer höchst eigenartigen Weise anzuordnen. Da die Anordnung der Maschinen über Tage zu große Kosten verursacht hätte, weil umfangreiche Sprengungen dazu nötig gewesen, entschloß man sich, das ganze Werk im Felsen selbst unterzubringen. Im Innern des Basaltfelsen wurde ein Saal ausgesprengt von 69 Meter Länge, 9 Meter Höhe und 12 Meter Breite. Mauern sind nicht errichtet, sondern die Basaltwände gewähren im Glanze von 600 Glühlampen einen geradezu feenhaften Anblick. Der Zugang ist durch einen Schacht von 80 Meter Tiefe ermöglicht mittels elektrischer Aufzüge. Zur Sicherheit ist ein 200 Meter langer Tunnel angelegt, der ins Freie führt. Im Saale befindet sich nun die Maschinenanlage selbst, die vier Turbinen mit je einer Dynamomaschine für Drehtrom enthält. Damit wird vorläufig nur ein kleiner Teil der Wasserfälle ausgenutzt. Der erzeugte hochgespannte elektrische Strom wird zu den umliegenden Ortschaften geleitet und dort in Licht oder motorische Kraft umgesetzt. —

Humoristisches.

— **Hinausgegeben.** Fremder: „Hier in diesem Orte sollen besonders dumme Leute sein.“
Wauer: „Und doch g'wissig is — daß Ia G'scheiter dazu kommt.“ —

— **Von der Kontrollversammlung.** Bezirkshauptmann (zu den Soldaten des Beurlobtenstands): „Und zum Schluß möchte ich es allen denen, die noch keinem Soldatenverein angehören, dringend ans Herz legen, einem Krieger- oder Landwehrverein beizutreten; denn diese Vereine erhalten und befestigen das Band der Kameradschaft und bilden das feste Bollwerk gegen alle Umsturzbestrebungen... (einen gähnenden Reservisten bemerkend) Sie da, der dritte Mann im zweiten Stiefel! Was bilden die Soldatenvereine?“
Reservist: „Spalier! Herr Hauptmann!“ —

— **Im Eifer.** Wirt (zu einem verdächtig aussehenden Gaste): „Hier sofort zahlen! Sie denken wohl, Sie können sich zu Tode trinken und dann durchbrennen?“ —

(„Reggend. hum. Bl.“)